



KAMMBERG SCHRIFTEN



Heimatverein
Pillersee



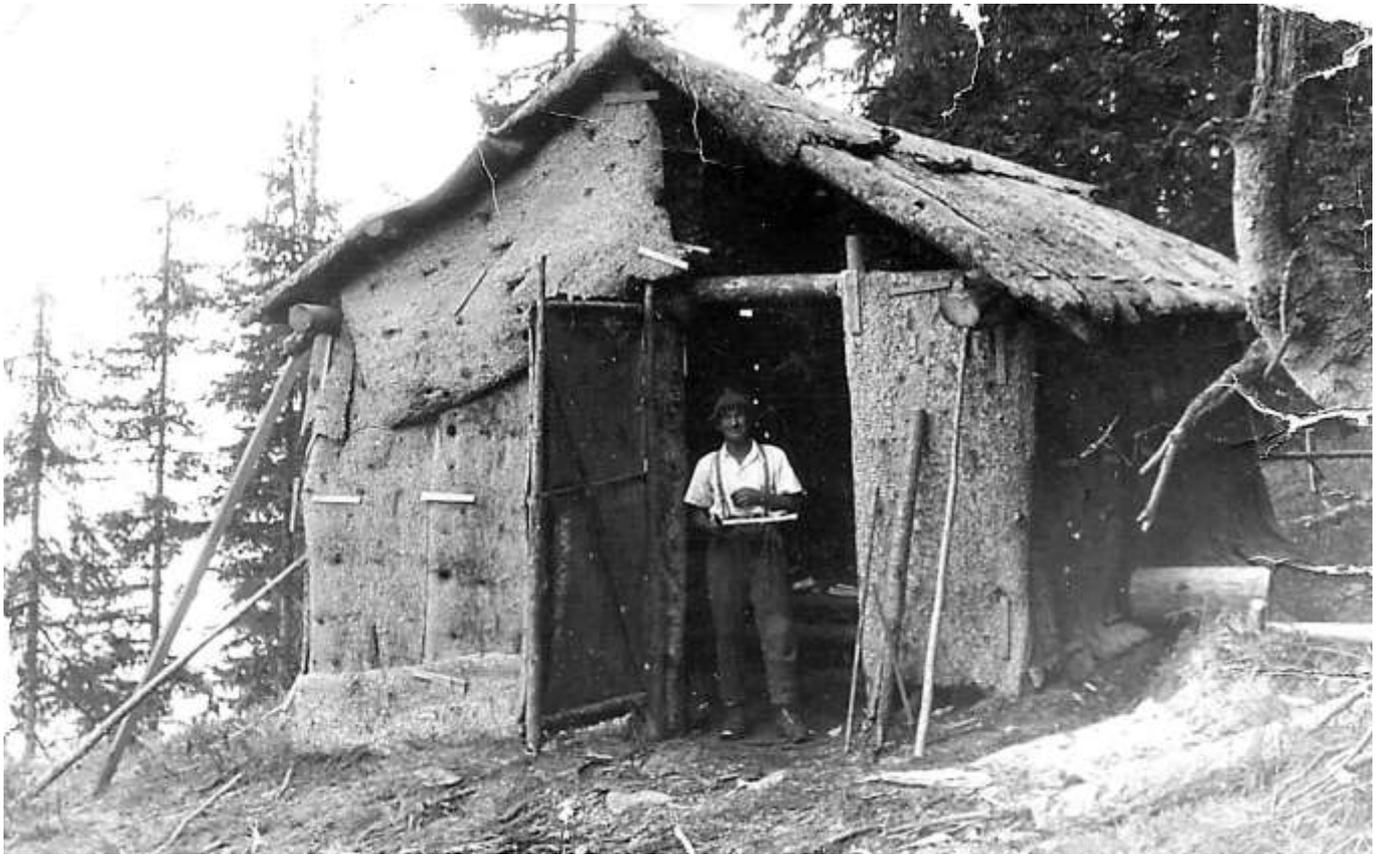
Nr. 37

Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee

Frühjahr 2021



Josef Monitzer beim Holztransport in den 50-er Jahren



Holznechtsölde

Holztransport einst und jetzt Rudolf Engl

Die ältesten Spuren menschlicher Besiedlung des Alpenraumes stammen aus der Jungsteinzeit (ca. 4000 – 2000 v. Chr.). Gekennzeichnet ist dieser Zeitraum vom Sesshaftwerden der Menschheit, die sich bisher als nomadisierende Jäger und Sammler ernährt hatte, in dieser Periode aber auf Ackerbau und Viehzucht umstieg. Aus dieser Übergangszeit stammt auch die Gletschermumie vom Hauslabjoch, besser bekannt als „Ötzi“, dessen Todeszeitpunkt von der Wissenschaft auf ca. 3.200 vor Christus festgelegt wurde. Zu seiner Ausrüstung zählte auch ein Kupferbeil, mit dem man durchaus Bäume fällen konnte. Das Kupfer, aus dem das Beil gefertigt war, stammte allerdings nach Ansicht der Archäologen aus der Toskana, was zwei Schlussfolgerungen zulässt: Die alpinen Kupfervorkommen wie z. B. auf der Kupferplatte von Jochberg waren zu dieser Zeit noch nicht bekannt, dafür muss es bereits Handelswege über die Pässe des Tauernhauptkammes, wie z. B. über den Felbertauern gegeben haben.

Diese Änderung der Lebensweise brachte auch eine Änderung der Wohnverhältnisse mit sich. Während sich die Menschen bisher in Höhlen oder unter Felsvorsprüngen vor den Witterungseinflüssen zu schützen versuchten, begannen sie nun feste Unterkünfte zu bauen, in denen sie auch die strengen Winter im Alpenraum überleben konnten. So wie überall auf der Erde wurde als Baumaterial das verwendet, was an Ort und Stelle vorhanden war, im Alpenraum waren es vor

allem Holz und Steine. Erhalten geblieben sind aus dieser Zeit die Reste von Pfahlbauten an den Seen des Voralpenlandes, unter anderem am Chiemsee und am Mondsee. Die Beschaffung des notwendigen Bauholzes stellte damals kein Problem dar, weil einerseits die Bevölkerungsdichte sehr gering war, und andererseits für die Wiesen- und Ackerflächen in mühsamer Arbeit erst Waldflächen in unmittelbarer Umgebung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude gerodet werden mussten.

An dieser Situation änderte sich in den folgenden Jahrhunderten wenig. Lediglich in einigen Regionen kam es durch industrielle „Großabnehmer“ zu örtlich und zeitlich begrenzten Versorgungsproblemen. Hierzu zählten die Salzbergwerke in Hallstatt und Hallein-Dürrenberg, aber auch die Bergbaubetriebe, die schon in der Römerzeit die alpinen Erzvorkommen, vor allem auf Kupfer und Eisen, ausbeuteten. Am Ende des römischen Reiches wurde der romanische Teil der Bevölkerung des Gebietes zwischen Donau und dem Alpenraum nach Italien evakuiert, die Wirren der Völkerwanderungszeit reduzierten die Bevölkerung weiter. Einzig die Salinen von Reichenhall, die ja das Salz nicht bergmännisch erzeugten, sondern die salzhaltigen Quellen zur Salzgewinnung nutzten, blieben auch in dieser Zeit noch in Betrieb.

Mit der Eingliederung des Alpenraumes in das Herzogtum Bayern im 7./8. Jahrhundert kam es zu einer Konsolidierung der Wirtschaft, verbunden mit einer Zunahme der Bevölkerung. Nicht vergessen darf man in dieser Periode aber auch die von den Bayernherzögen eingeleitete Christianisierung, die vor allem von



Aufstieg mit den Schlitten. Die meisten Bilder dieses Berichts stammen aus einer Fotoreportage von Max Porsche über die Holzarbeit aus den 50-er Jahren, Heimatverein Pillersee

lung brachte allerdings ein Problem mit sich, das im Laufe der Zeit immer gravierender wurde: Die Wirte brauchten zum Bierbrauen größere Holz mengen, genauso wie die Schmiede und Wagner, Bader, Seifensieder und Gerber. Auch wenn die Beheizung der Wohnungen eine untergeordnete Rolle spielte, die offenen Feuer in den Küchen benötigten größere Holz mengen, die in der unmittelbaren Nähe der Siedlungen bald nicht mehr verfügbar waren.

Dazu kamen im ausgehenden Mittelalter im Alpenraum industrielle Holzgroßverbraucher, die einen immensen Holzbedarf hatten. Während die Salinen an das Vorhandensein abbauwürdiger Salzlagerstätten gebunden waren (Hall, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein, Hallstatt,

Bad Aussee), wurden in dieser Zeit immer wieder neue Erzvorkommen entdeckt, die sich von den Talböden (Schwaz oder Kitzbühel) bis in die höchsten Bergregionen (Gastein, Rauris, Pfunds) erstreckten. Seit dem Mittelalter beanspruchten die Kaiser und Könige das Recht zum Abbau der Bodenschätze unter dem Titel des „Bergregals“ für sich, 1158 ließ sich Kaiser Friedrich I. Barbarossa am Reichstag von Roncaglia dieses Recht bestätigen, später partizipierten auch die Kurfürsten und schließlich alle Grundherren, geistliche wie weltliche, von diesem Bergregal, weil damit große Einkünfte verbunden waren, welche die Grundherren von den Gewerken für die Verleihung der Regalien verlangten. Weil ein Abbau der Bodenschätze ohne Holz nicht möglich war, setzten die Grundherren im Laufe der Zeit die Rechtsmeinung durch, dass mit dem Bergregal auch das „Forstregal“, also das Verfügungsrecht

den vielen neugegründeten Klöstern ausging. Zur Deckung ihres Lebensunterhaltes erhielten die Mönche von den adeligen Stiftern der Klöster mehr oder weniger umfangreiche Ländereien, die großteils aus Wald bestanden und erst urbar gemacht werden mussten. Die Mönche brachten neue Wirtschaftsmethoden sowie Getreidearten und Viehgattungen ins Land, die Bevölkerung nahm zu, was wiederum neue Rodungen erforderte.

Diese ständige Aufwärtsentwicklung der Wirtschaft erfuhr ab dem Jahre 1347 eine jähe Unterbrechung, als mit genuesischen Handelsschiffen die Pest von der Krim nach Mitteleuropa eingeschleppt wurde. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten ging regional unterschiedlich zwischen einem Viertel und der Hälfte der Bevölkerung des Alpenraumes an der Seuche zugrunde. Die Folge war, dass sich die landwirtschaftliche Bevölkerung auf die besseren Lagen zurückzog, Höfe in extremeren Lagen wurden aufgegeben. Es dauerte aber immerhin mindestens 100 Jahre, bis die Einwohnerzahlen wieder das Ausmaß der Zeit vor der Pest erreichten.

In dieser Periode am Ende des Mittelalters kam es aber auch zu gravierenden Änderungen des alpenländischen Wirtschaftssystems: Ausgehend von den italienischen Seestädten entwickelten sich alpenquerende Fernhandelsrouten, in deren Verlauf vielfach auf Betreiben der Grundherren Märkte mit Unterkunftsmöglichkeiten für die Händler entstanden. Einheimische Handwerker siedelten sich ebenfalls in diesen Marktplätzen an, die Landwirtschaft war nicht mehr die einzige Erwerbsmöglichkeit für die Bevölkerung. Diese Entwick-



Der Zug wird beladen



Bereit zur Abfahrt

über die Wälder, verbunden sei. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis sich die Interessensgegensätze zwischen der bäuerlichen Bevölkerung, den Gewerbebetrieben und den Besitzern der Bergwerke und Salinen zuspitzten, und in den Bauernkriegen des frühen 16. Jhdts. einen ersten Höhepunkt erreichten.

Man kann davon ausgehen, dass im Mittelalter - von einzelnen Regionen abgesehen - die Wälder in der Lage waren, den Holzbedarf der Bauern, Gewerbebetreibenden und Großverbraucher zu decken. Eine dieser Ausnahmen war das Gasteinertal, das am Beginn des 16. Jhdts. weitgehend baumfrei war, weil der damals in Blüte stehende Gold- und Silberbergbau innerhalb weniger Jahrzehnte die Wälder zu Holzkohle für die Erzschnmelze verbraucht hatte. Herzog Ernst von Wittelsbach, der 1540 zum Erzbischof von Salzburg gewählt worden war, ließ daher in Hirschfurt, dem heutigen Lend, an der Salzach eine große Holzrechenanlage errichten, das dort „ausgelendete“ Holz aus dem Pinzgau wurde zu Holzkohle für die Schmelzwerke von Gastein, Rauris und Großarl verarbeitet. Es war also in erster Linie eine Frage des Transportes, wie man mit den damals vorhandenen Möglichkeiten das Holz zu den Verbrauchsorten bringen konnte, wobei sich die Auswahl einerseits nach der Menge des zu liefernden Holzes und andererseits nach der Entfernung zwischen dem Schlägerungsort und dem Verbrauchsort richtete.

Beginnen wir also mit den kleineren Mengen für einen Haushalt: Brennholz musste jährlich herbeigeschafft werden, wobei die durchschnittliche „Hausnotdurft“ je nach Größe der Liegenschaft mit vier oder fünf Wiener Klaftern, d.s. 13,64 oder 17,05 rm, angenommen wurde. Nutzholz, also Bau-, Zeug-, Zaun- und Brunnenholz wurde je nach Bedarf für die Neuerrichtung oder Reparatur aus dem Wald geholt. Dabei wurde in erster Linie versucht, für den Holztransport die Schwerkraft auszunützen. Die Stämme wurden in der Regel auf 4 m lange Teilstücke abgeschnitten, die dann zwecks leichter Handhabung „gespranzt“ wurden. Die Schnittflächen der Teilstücke

wurden mit der Axt abgeschrägt, sodass diese Teilstücke in Bodenmulden oder Rinnen nicht so leicht stecken blieben. Diese Transportmulden wurden immer wieder verwendet, was aber auch im Laufe der Zeit zu Erosionen und Plaiken führen konnte.

Am Talboden angekommen, wurden die Bloche „geantert“, d. h. aufgeschlichtet, sodass das Holz den Sommer über austrocknen konnte und damit auch leichter wurde, was die weitere Manipulation erleichterte. Wenn es das Gelände erlaubte, wurden im Talboden Winterzugwege für den Weitertransport angelegt, die nach Möglichkeit ein gleichmäßiges Gefälle von ca. 10% haben sollten.

In Fieberbrunn sind die Wege in den Pletzergraben oder in den Hörndlingergraben Beispiele für solche Wege, die natürlich im Sommer auch als Almtriebwege benützt wurden.

Bevor so ein Zugweg im Winter in Betrieb genommen werden konnte, musste er je nach Schneelage freigeschaufelt bzw. hergerichtet werden. Diese Arbeit erfolgte meist gemeinsam durch alle Benützer. Wenn dann auch noch das Wetter passte, konnte die erste Fuhr in Angriff genommen werden. Dazu mussten aber erst die Schlitten, die ein beträchtliches Gewicht aufwiesen, bergwärts gezogen werden, ehe mit dem Beladen begonnen werden konnte. Die Schlittenarbeit



Pferdefuhrwerk auf dem Weg zum Sägewerk



Das Rundholz wird gegantert

war nicht nur schwer, sondern auch gefährlich, weshalb sie meist durch die gesamte Nachbarschaft organisiert wurde. Ein voll beladener Zugschlitten hatte bald einmal ein Gesamtgewicht von einigen Tonnen, und diese Fracht musste von einem einzigen Mann zu Tal gebracht werden. Zum Lenken und Bremsen standen diesem dazu lediglich die zwei Bremstatzen zur Verfügung, weshalb ein möglichst gleichmäßiges Gefälle des Weges die Arbeit sehr erleichterte. Wenn im Talboden das Gefälle nicht mehr ausreichte, um den Schlitten alleine durch die Schwerkraft in Bewegung zu halten, wurden Pferde- oder Fuhrwerke eingesetzt, um die Flachstellen zu überwinden.

Im 19. Jhdt. wurden immer mehr wassergetriebene Getreidemühlen in Sägewerke umgebaut. Anfangs waren es einfache „Venezianersägen“ mit nur einem einzigen Sägeblatt, das zu bearbeitende Rundholzbloch musste daher immer wieder gedreht und neu eingespannt werden, aber es war gegenüber den ursprünglichen von zwei Mann betriebenen Handsägen doch eine wesentliche Arbeitserleichterung, Pro Jahr schaffte eine solche Venezianersäge bis zu 2000 Festmeter Rundholz, das natürlich im Winter auf Schlitten, die von ein bis zwei Pferden gezogen wurden, zum Sägewerk transportiert wurde. Ein typisches Beispiel für diese Technisierung war die „Dandlermühle“ in Fieberbunn, die zuerst in eine Sägemühle und später sogar in ein Elektrizitätswerk umgebaut wurde, das jahrzehntelang einen Großteil von Fieberbrunn mit elektrischem Strom versorgte. Diese Venezianersägen mit einem Sägeblatt wurden im Laufe der Zeit durch Gattersä-



Einschnitt mit der Gattersäge beim Dandler

gen mit einer variablen Anzahl von Sägeblättern ersetzt, deren Anzahl sich nach dem Durchmesser des Stammes und nach der Stärke der benötigten Bretter richtete. Diese Gattersägen konnten aber immerhin im Jahr schon die zehnfache Holzmenge einer Venezianersäge verarbeiten.

Nach dem zweiten Weltkrieg begann auch bei uns die Mechanisierung der Land- und Forstwirtschaft. Voraussetzung dafür war die Aufschließung der Höfe durch Güterwege, die zumindest mit Traktoren befahrbar waren. Zu diesem Zweck mussten aber vor Baubeginn Weginteressenschaften gegründet werden, welche den Bau und später die Erhaltung der Wege übernehmen mussten. Fast bei jeder dieser Interessenschaftsgründungen gab es aber zumindest einen Grundeigentümer, der die Mechanisierung ablehnte und weiter auf die zweirädrigen, von einem Pferd gezogenen Wagen setzte. Wenn es keine Möglichkeit gab, die Grundstücke eines solchen Modernisierungsgegners zu umfahren, scheiterten viele oft sehr vernünftige Projekte, oder wurden zumindest jahrelang verzögert.

Erst wenn die Hofaufschließung realisiert war, konnte man darangehen, die dahinterliegenden Wälder und Almen ebenfalls durch Wege zu erschließen. Nachdem auch dieser Schritt gemacht war, konnte daran gedacht werden, Holz auch im Sommer zu den Sägewerken zu bringen. Anfangs waren noch der Traktor und vor allem der UNIMOG die Zugfahrzeuge, erst viel später kamen für den Holztransport auch immer größere allradgetriebene LKW, teilweise sogar mit Anhänger, für den Holztransport in Gebrauch, die bis zu 40 Festmeter auf einmal transportieren konnten.

Elisabeth Hauser, Fraal-Muada
Heilkundige Bauerndoktorin

Monika Tarmann

„Die Fraal- Muada wâr a stattliche Frau, a bissl mollig, und sie wâr freundlich“ (Marianne Granegger)



Die Frandl-Mutter Elisabeth Hauser mit Enkelinnen
alle Abbildungen: Monika Tarmann, Fam. Hauser

Die Liebe zu den Heilkräutern und mein Respekt für das naturheilkundliche Wissen unserer Ahninnen und Ahnen hat mich immer wieder in meiner „Nuaracher“ Familie „nachbohren“ lassen: „Mami, was habt ihr denn gemacht, bei Schnittwunden, Knochenbrüchen, Lungenentzündungen, Diphtherie, ...?“ in der Zwischenkriegs- und Kriegszeit des vorigen Jahrhunderts, mit all seiner Armut, der nächste Arzt in Fieberbrunn, die Arztrechnungen für viele unbezahlbar?

Die Antwort meiner Mutter (Mathilde Prem), sie war in den 1930-er, 40-er Jahren ein Schulkind: „In meiner Erinnerung hieß es bei uns am Hälserhof immer, wenn ein Tier oder jemand von uns ernstlich krank war, „Dâ miassma epan zu da Fraal-Muada schicken!““

Die ärztliche Institution in Nuarach zu jener **Zeit war offensichtlich die „Fraal-Muada“.**

Meine Suche führte mich zuallererst zu ihrer Enkelin, Josephine Hauser – im Dorf als die Fraal Pepi bekannt (und ich darf sie im Weiteren so nennen): Sie war 13 Jahre alt, als ihre Großmutter Elisabeth Hauser 1955 im Alter von 75 Jahren starb. Und Pepi weiß noch allerhand über ihre Großmutter zu berichten. An dieser Stelle ein herzliches Danke an sie. Ohne ihr Wissen und ihre Geduld, mit der sie mir stundenlang erzählte und erklärte, gäbe es hier nichts zu schreiben. Das Danke gilt aber auch meinen anderen Interview-PartnerInnen, die im Laufe der Ausführungen hier zu Wort kommen werden.

Elisabeth Hauser wurde 1880 in Flecken am Frandl-Hof geboren. Als älteste von drei Töchtern erbt sie von ihren Eltern Rupert Stöckl und Elisabeth, geb. Wörgötter den Hof. 1904 heiratete sie Josef Hauser und schenkte im Laufe ihres Lebens neun Kindern das Leben.

Woher hatte sie ihr Wissen über Heilkräuter? Wie hat sie diese verwendet? Welche Bedeutung spielten dabei Mondphasen und astrologische Zeichen? - und können wir anhand der Erzählungen über sie (die noch lebenden Zeitzeugen waren damals Kinder oder Jugendliche) erahnen, was für sie Heilung (*heil*: aus dem Germanischen: „ganz, gesund, unversehrt“, englisch: whole „ganz“, holy „heilig“) bedeutete? Vielleicht über unser heutiges schulmedizinisches Wissen hinaus?

Fraal-Muada, die Frau, bei der die Nuaracher Rat und Hilfe suchten

Eindrücke aus ihrem Leben aus der Sicht von ZeitzeugInnen:

„Als Schulmädchen hatte ich zusammen mit meiner Schwester Mathilde Diphtherie. Mich hat es viel schlimmer erwischt als meine Schwester. Wir waren in Quarantäne in einem kleinen Zimmer. Nur zu den Mahlzeiten reichte uns eine Person des Hofes das Essen durch die Tür. Es war Winter und der Arzt des Nachbarortes Fieberbrunn konnte den weiten Weg durch den Schnee bis zum Hälserhof nicht kommen. Schließlich kam die Fraal-Muada mit einer Salbe, mit der wir uns den Hals einreiben mussten. Ich habe in Erinnerung, dass es bald darauf besser wurde. Mich hatte es nämlich besonders schlimm erwischt, ich wäre fast erstickt!“ (Luise Millinger)

Auch Hans Brüggel berichtet, dass die „Frandlin sie, die Kinder – wenn die Diphtherie umma wâr, vor dem Schulweg oiwei mit ana Sâim eingeschmiert hâd“.

Sie war aber auch für das Vieh zuständig: *„Wenn sich a Kuah am Stâcheldrâht verletzt hâd, oder an Sonnenbrând am Euta ghâbt hâd, hâmma epan zu da Fraalin gschickt.“ (Anna, Bascht’n Bäurin)*

Das Wasser einer der Quellen in der Nähe der Wildalm war ihr besonders wertvoll: So trug sie



Vor der Frandl-Hütte auf der Wildalm

Hoizl Lenzn, einem Fieberbrunner „Buam“, der „nid richtig wächsen häd woin“ und „oiwei kränkt häd“ und deswegen den Sommer auf der Wild-alm verbrachte auf, jeden Tag zu einer bestimmten Quelle in der Nähe zu gehen und von dem Wasser zu trinken. Pepi lacht beim Erzählen: „Des gibt's nid, dass der amoi dünn wär!“ (Pepi)

Sie hatte einen eigenen Kräutergarten beim Bienenhaus: Hans Brüggli erinnert sich vor allem an die hohen, prächtigen Malven mit ihren leuchtenden Blüten.

Der Großteil ihrer Heilkräuter stammte aber aus Wildsammlungen. Sie holte sie selbst aus den Bergen oder stellte laut Pepi, u.a. die „Kiabuam“ auf der Wildalm am Wildseeloder an, Heilkräuter zu sammeln (– bei entsprechendem Mond und astrologischem Zeichen). Besonders häufig kommen in ihren Rezepturen dabei Arnika, Frauenmantel und die Blutstillwurz vor.

„Die Großmuada häd an Lieblingsplätz zum Kräutersämln und zum Verweilen ghäb: Am Kämm-Berg oben, bei die Höhlen und die „Wilden Freilein“. Dort oben wollt sie amoi beerdigt werd'n, häd sie imma gsäg.“ (Pepi)

Ein Besuch dieses Platzes zeigte uns, dass dort oben die Engelswurz wächst und eine uralte Eibe über dem Eingang zu den Höhlen thront – lauter Hinweise neben den „wilden Freilein“ auf seit der Jungsteinzeit (10 000 – 4 000 Jahre v.u.Z.) bekannte Attribute heiliger – heilender Plätze.

Vieles deutet darauf hin, dass Elisabeth Hauser wahrscheinlich in einer langen Heil-Tradition stand, in der das Wissen von Generation zu Generation, von Mutter zu Tochter überwiegend mündlich weitergegeben wurde.

Unabhängig von dem „geerbten“ Wissen stand Elisabeth Hauser aber auch in regem Austausch mit anderen Frauen. Pepi erinnert sich an eine „Stina“ aus St. Johann, mit der ihre Großmutter stundenlang über Heilkräuter und Heilmethoden redete. Granegger Marianne weiß viel über die Zusammenarbeit zwischen ihrer Ziehmutter, der Hebamme Anna Inneberger und der Frandlmuada zu berichten. „Sie wär „im Gsä'gat“ für ihre wunderbärn Sälbn, die sie für die Leit gmächt häd. Viele sind zu ihr gängen.“ Und sie, Marianne, hatte immer die Aufgabe, mit dem Radl vom Dorf nach Fleckn zu radln, um Salben und Kräuter zu holen.

Neben den Heilkräuterbüchern besaß Elisabeth Hauser auch ein Buch über Homöopathie und sie hatte Kontakte nach Wien: Sie bestellte

regelmäßig von der dortigen Anna-Apotheke verschiedenste Globuli und das „Mailänder Pflaster“ (dessen Zusammensetzung und Wirkungsweise wir leider nicht mehr eruieren konnten).

Und nicht zuletzt sei erwähnt, dass die gläubige Christin auch das Gebet in ihre Heiltätigkeit eingebunden haben dürfte:

Ludwig Weinold gibt in einem Kalender-Artikel „Der Bauern doktor Elisabeth Hauser“ anlässlich ihres Todes neben den vielen „Weisungen für das tägliche Leben“ (mit günstigen und ungünstigen Mondphasen und Sternzeichen), die zwischen den aufgezeichneten Rezepten stehen, u.a. auch „Besprechungen“ für Rotlauf wieder, die bei der Behandlung der PatientInnen gemurmelt wurden:

„Die Rose hat in diese Welt – uns Gott als Königin gesandt – und über ihr das Sternenzelt, als Krönungsmantel ausgespannt“

Wir ahnen, dass wir in Elisabeth Hauser eine Heilerin vor uns haben, die den „ganzen“ Menschen bei ihren Behandlungen im Blick hatte. Sie setzte sich mit der Krankengeschichte ihrer PatientInnen auseinander (über die Homöopathie), verfügte über ein profundes Heilkräuter-Wissen, wie wir noch sehen werden, wusste um die möglichen Heilkräfte des Wassers besonderer Quellen und um die Bedeutung der spirituellen Hinwendung an ihre PatientInnen (Gebete und Besprechungen).

Elisabeth Hauser und die Heilkräuter:

Einige Beispiele aus den von ihr überlieferten Rezepturen, handschriftlich auf der Rückseite der Farbtafeln ihres Dinand-Heilkräuterbuches festgehalten, sollen hier nun einen Eindruck ihres umfangreichen

Wissens über Heilkräuter und deren Wirkungsweisen geben:

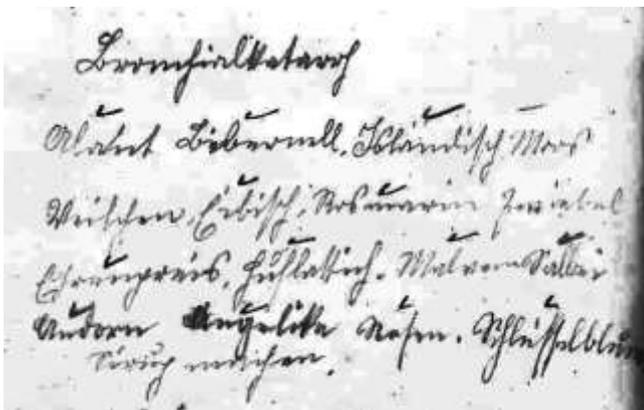
Allem voran das Rezept für die Herstellung der Kranebittsalbe, welche Peppi auch heute noch nach alter Tradition für sich, die Familie, Freunde und Bekannte herstellt:

Kranebitt-Salbe (von Josephine Hauser):

Im Frühjahr werden frische Zweige und grüne Beeren der Kranebitte sehr gut zerkleinert (durch den Fleischwolf getrieben). Früher wurden sie dann in warmem Schweinefett langsam ausgezogen. „*Das war natürlich des Beste!*“ Das Schweinefett hatte ja zusätzliche Heilfunktion. Wegen seiner geringen Haltbarkeit und des Geruchs ersetzt man es heute durch Olivenöl. Das Kranebitt-Auszugs-Öl wird schließlich mit Bienenwachs zur Salbe eingedickt.

Zur Linderung und Heilung von Hals – Bronchien – Brust – Lunge:

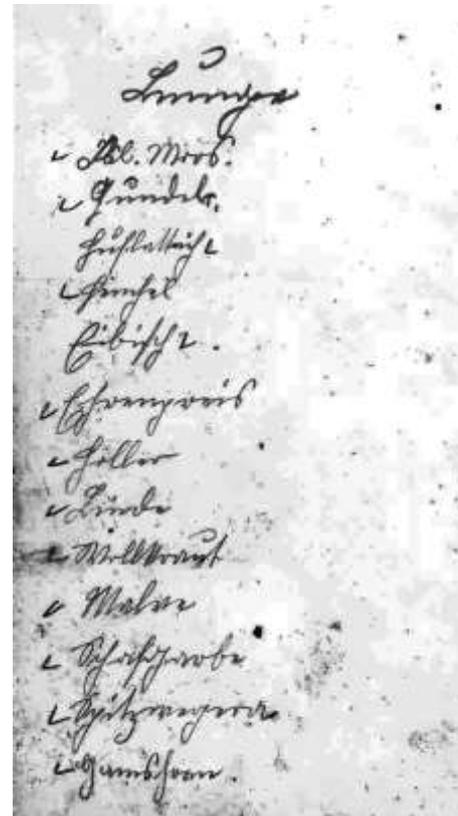
Rezept für einen Sirup gegen Bronchialkatharr



Alant / Bibernelle / Isländisch Moos / Veilchen / Eibisch / Rosmarin / Zwiebel / Ehrenpreis / Huflattich / Malven / Salbei / Andorn / Angelika / Rosen / Schlüsselblumen

- Sie verwendet die klassischen Schleimstoff- Pflanzen zum Schutz der Schleimhäute, wie Isländisch Moos, Eibisch, Malve und Huflattich¹
- den krampflösenden Alant²,
- die Zwiebel, welche die Bronchien weitet und die Abwehrkräfte mobilisiert,
- den keim- und entzündungshemmenden Salbei,
- Rosmarin, der die Durchblutung (bis in die Peripherie) fördert,
- die Bibernelle als Husten lösendes Mittel, den schleimlösenden Andorn, den Ehrenpreis, ebenfalls schleimlösend und blutreinigend,
- Das Veilchen, beruhigend und entspannend,
- Die Wurzel der Engelswurz, wärmend und stärkend für Körper und Seele,
- die Himmelschlüssel, aus welcher bereits die alten Keltinnen einen Trank für Lebensfreude, Stärkung und Aufmunterung gebraut haben sollen
- und die wohltuende, ausgleichende, entspannende und stimmungsaufhellende Rose!

Für die Lunge gibt sie daneben auch noch den Spitzwegerich an, ein Wundheilmittel mit antibiotischer Kraft, den Holler, mit seinem vielseitig-heilendem Spektrum, die Linde, schweißtreibend und dabei beruhigend und das Wollkraut (Königskerze): Heute bei Erkältungen angewandt, Hildegard vom Bingen empfiehlt sie auch „für ein traurig Herz“.



Frauentee

Alant / Andorn / Kümmel / Eisenkraut / Kalmus / Raute / Ringelblume / Schafgarbe / Taubnessel / Wermut / Wollblume

Andorn, der u.a. Bitterstoffe und Saponine enthält, regt die Verdauung an und wirkt – wie auch der Alant und die Taubnessel krampflösend (z.B. bei Menstruationsbeschwerden).

Auch das Eisenkraut regt die Gebärmutter an (bei Wehenschwäche), insgesamt die Bildung von Verdauungsekreten und hat damit einen positiven Einfluss auf Magen, Leber, Milz und Nierengesundheit. Es wirkt zudem leicht beruhigend und stimmungsaufhellend, ein ideales „Kräftigungsmittel“ bei Rekonvaleszenz. Welche Bedeutung das Kraut bereits bei den alten Ägypterinnen hatte, veranschaulicht sein Name: Im Alten Ägypten war das „Isenkraut“ der Mondgöttin Isis, der Göttin der Heilkunst geweiht. Elisabeth Hauser empfiehlt Eisenkraut(wein) speziell bei Leberleiden und zur Wundheilung, auch, im Falle „alter Schäden“.

Als weitere Bitterstoffpflanzen fügt sie den Wermut, den Kalmus und die Schafgabe hinzu: Letztere zählt zu den ältesten bekannten Heilpflanzen: Sie

wurde bereits in einem Neanderthalerinnen-Grab vor ca. 60 000 Jahren im Irak gefunden. Sie gilt als „das Frauenkraut“ schlechthin (auch Augenbraue der Venus genannt), dem man nicht nur ausgezeichnete Wundheilung, sondern auch magische Kräfte zuschrieb, was sich in einer Reihe überlieferter Legenden zeigt.

Schließlich noch Kümmel, das Mittel gegen Blähungen, eine gute Verdauung und Darmgesundheit insgesamt als Basis für Wohlbefinden und Gesundheit.

Dazu gibt sie noch die Raute an, die mit ihren Cumarinen angenehm entkrampfend und beruhigend wirkt, die heilende Ringelblume und die majestätische Königskerze, die schon vor Sonnenaufgang ihre Blüten öffnet und sie Tag für Tag, den ganzen Sommer lang großzügig verstreut.

Zuletzt noch ein paar Anekdoten, die auf die Bedeutung der blutstillenden Blutwurz für ihre Wund-Behandlungen hinweisen. Eventuell verwendete sie dazu begleitend auch den antiseptisch wirkenden Wegerich, bzw. Aufgüsse von Kamille und Ringelblume zur Wundreinigung. Das Erzählte deutet jedenfalls darauf hin, dass sie antiseptisch wirkende Heilkräuter gezielt einzusetzen wusste und damit offensichtlich Wundbrand hintanhaltend konnte.

„Oamoi häd si mei Bruada den Finga fäst ganz ägschnittn. Er is nur no a bissl dränghängt. Die Frandlin häd ihn verärztet und an festen Verbänd drum gmächt. Nách einiger Zeit is ihm der Verbänd runtergrutscht, häd aber nix gmächt, der Finger wär wieder drän.“ (Hans Brüggli)

Ein Bauer ist mit einer tiefen Schnittwunde am Gesäß infolge eines Unfalls mit einer Sense zur Frandl-Bäuerin gekommen. *„Die Großmuada häd ihn mit ins hintere Zimmer gnumma, näch ana häibn Stund is er wieder außakemma und hoam gânga!“* (Pepi)

Der Gemeindearzt (Dr. Neururer) war bei Pepis Großmutter wegen ihrer Herzkrankheit. Beim Gehen fragte er sie, ob sie nicht etwas (für ihn) hätte, für die Lenznerin und ihren schlimmen Fuß! Sie hatte etwas – das Mailänder Pflaster! Der Arzt zur Pepi beim Gehen: *„Verrätst mich aber nid!“* (Pepi)

Möglicherweise gibt es noch Frauen und Männer, die zusätzliche Beiträge liefern und das Bild der Frandl-Bäuerin ergänzen könnten. Es würde mich freuen, von ihnen zu hören. Für mich waren die schriftlichen Unterlagen und die Anekdoten über sie – und ich hoffe, sie werden ihrem Leben zumindest annähernd gerecht – inspirierend und bereichernd und ich möchte mich bei allen Beteiligten von Herzen bedanken, vor allem bei der „Hauptperson“, Elisabeth Hauser, der Fraal-Muada, die in den Überlieferungen weiterlebt.

Anmerkungen:

¹ Bei der Verwendung von Huflattich, einer seit alters her bekannten und beliebten Heilpflanze, ist nach heutigem Wissen etwas Vorsicht geboten. Die in Blättern und Blüten enthaltenen Pyrrolizidinalkaloide können bei Überdosierung Mutationen und Krebs hervorrufen. Es ist also Vorsicht bei der Dosierung angezeigt. Außerdem sollte der Behandlungszeitraum laut Ursel Bühring sechs Wochen pro Jahr nicht überschreiten.

² Der Alant, das Helenenkraut (Kräuterbuschenkraut), galt in der Vergangenheit als Heilkraut gegen eine Vielzahl von Beschwerden. Bei zu hoher Dosierung kann es allerdings zu gefährlichen Nebenwirkungen kommen. Also ist auch hier Wissen um die Anwendung und Vorsicht geboten.

InterviewpartnerInnen:

Josephine Hauser (Frاندl Pepi), geb. 1942 aufgewachsen am Frandlhof

Mathilde Prem (meine Mutter), geb. 1929, aufgewachsen am Halserhof (ein besonderer Dank gilt meiner Mutter zusätzlich für die Transkription der handschriftlichen Rezepte im Kräuterbuch von Elisabeth Hauser)

Luise Millinger (meine Tante), geb. 1925, aufgewachsen am Halserhof

Anna Massinger, geb.: 1931, „Bascht´n- Bäurin“

HansBrüggli, geb. 1926, „Oberwangersohn“(Flecken)

Marianne Granegger, geb. 1929 in Kitzbühel, aufgewachsen in St. Ulrich a.P., Ziehtochter von Anna Innerberger, der Hebamme des Ortes.

Neben den Informationen von meinen Interview-PartnerInnen konnte ich mich bei der Besprechung der Heilkräuter auf verschiedene, bei DGK Ines Sturm besuchte Heilkräuterlehrgänge und deren Unterlagen, die Heilkräuter-Bücher von Ursel Bühring und Schriften von Mag. Michaela Thöni-Kohler (u.a. im „Grünen Tirol“) stützen.

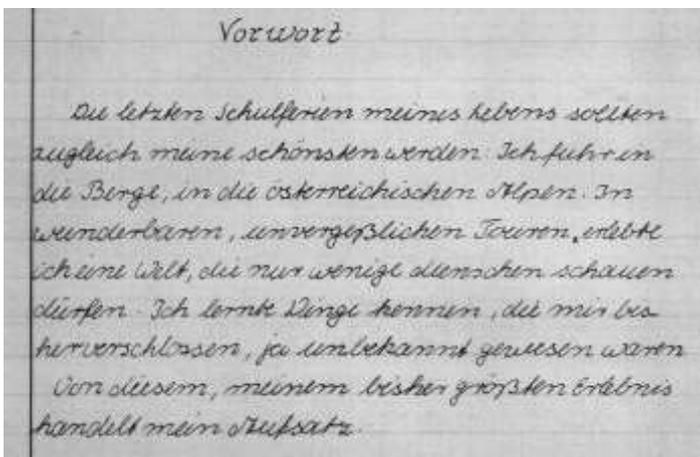
Autorin:

Mag. Monika Tarmann
Bauhof 8
6176 Völs

Schulabschlussbericht 1954
über ihre Bergabenteuer in Österreich
von Elsbeth Kraus



Im Sommer 1954 kann Elsbeth (geb. 06.05.1938), die einzige Tochter der Ehepaars Kraus aus Wülfrath bei Düsseldorf, ihre Eltern überreden, mit ihren Brüdern in den Sommerferien einen Bergurlaub in Fieberbrunn zu verbringen. Über diese unvergesslichen Ferien schreibt sie im Winter einen Abschlussbericht für ihre Realschule in Wülfrath. Der Blick dieser „jungen Dame“ auf den Bergtourismus der 50-er Jahre ist gut und amüsant geschrieben und wert, ihn zumindest in Auszügen wiederzugeben.



Ein Jahr lang bereitet sich Elsbeth akribisch auf ihr Abenteuer vor, studiert die Route im Atlas und deckt sich mit den nötigen Bergutensilien ein. Ende Juli 1954 bricht sie mit ihrem Bruder Herbert auf

seiner Vespa von Wülfrath in die Berge auf. Nach einigen Pannen und nachdem sie die Nacht durchfahren, passieren sie bei Kufstein die Grenze. Ihre Angst vor den Zollbeamten ist völlig unbegründet, nach einer flüchtigen Passkontrolle betreten sie das Land Tirol, wechseln ihre „gute deutsche Mark“ in Schilling und machen sich auf nach Fieberbrunn. Der aufmerksamen Beobachterin fällt auf, dass in Österreich die Züge alle elektrifiziert sind, während man im Ruhegebiet noch ausschließlich mit Kohle fährt. Die Tour über die Eibergstraße beschreibt sie wie folgt: „Eine schmale Paßstraße führte uns durch wildzerklüftete Täler, vorbei an gefährvollen Abgründen und über reißende Wildbäche. Mit unserem kleinen Fahrzeug krochen wir an steilen, hohen Felswänden entlang. Wenn uns ein Wagen überholen wollte, war das nur an einer Ausweiche möglich. Denn rechts der Straße gähnte ein Abgrund, und unten rauschte ein Gebirgsbach. Es war bestimmt kein schönes Gefühl, so nahe am Abgrund fahren zu müssen. Jeden Augenblick dachten wir: Nun liegst du unten. Aber wir hatten Glück“ – und so kommen sie nach dreitägiger Fahrt wohlbehalten in Fieberbrunn an, wo sie auf ihren Bruder Hans-Werner treffen.



Besteigung der Buchensteinwand

„Gleich am ersten Tag sollte ich auch schon auf einen Berg hinauf. Kaum war ich aufgestanden, störte mich auch schon mein Bruder mit seinem Ruf: ‚Fertig machen, in einer halben Stunde gehen wir auf die Buchensteinwand.‘ Das paßte mir nun gar nicht in meinen Kram hinein. Gleich am ersten Tag sollte ich mich schon plagen? Ich hatte mir meine Ferien anders vorgestellt! Aber kaum war ich draußen in der

herrlichen Sonne, da hatte mich das Bergfieber auch schon gepackt. Die Buchensteinwand ist ein ca. 1600 Meter hoher Berg, der von einer Seite gut zu begehen ist. Almen führen bis ans Gipfelkreuz hinauf. Nach Osten allerdings fällt er 500 m senkrecht ab. Wir hatten uns auf eine ungefähr fünfstündige Wanderung vorbereitet und trugen im Rucksack etwas Proviant mit. Bei Bergwanderungen rechnet man im allgemeinen für eine Zeitstunde 400 m Höhenunterschied. Da wir gut 800 m zu bewältigen hatten, war unsere Disposition richtig. Forsch machten wir uns ans Werk, doch leider kamen wir nicht allzuweit. Denn kurz oberhalb des Dorfes fängt eine riesiger Tannenwald an, und dort gibt es Waldbeeren. Soviele habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, viel weniger gegessen. So frisch weg von der Hand, war das etwas Herrliches. Wir pflückten, kauten und staunten. Aber wie sahen wir aus? Vollbeschmiert von oben bis unten. Uns jedoch war es egal. Es waren ja Ferien! **„Nun aber weiter“, sprach mein treues Bruderherz.** Da wir den Wald nur an einer Ecke berührten, war die Herrlichkeit bald zu Ende. Und dann brannte die Sonne wieder unbarmherzig auf unseren Rücken. Wir kamen an der ersten Alm vorbei. Ich hatte Durst. Aber mein Bruder, dieser Tyrann, ließ mich nicht trinken. Später verstand ich das. Denn durch das dauernde Trinken bekommt man immer ja nur noch mehr Durst. Ich aber quälte mich in der brüllenden Hitze weiter und H. W. triumphierte. Aber bei der letzten Alm, gerade unterhalb des Gipfels, durfte ich dann doch trinken. Mit frischem Mut ging es an die letzten Meter. Und dann waren wir am Gipfelkreuz. Welch ein Gefühl! Ein wunderbarer Anblick über ganz Tirol zeigte sich uns. Überall, wohin man schaute, Berg. Im Süden leuchteten die Gipfel und Gletscher der Hohen Tauern und Zillertaler Alpen. Fern im Westen waren die Arlberge im Dunst zu erkennen. Im Vordergrund stand wuchtig das Kaisermassiv. Im Norden begrenzten die Lofereisenberge den Blick, sonst hätte ich bis weit in den Chiemgau hinein schauen können. War das hier oben schön! Fern von jeglichem Verkehr konnten wir die Welt genießen. Wir blieben eine Stunde hier oben und ließen uns von der Sonne bescheinen. Dann traten wir den Rückmarsch an, den wir in ein und einer halben Stunde schafften. Auf diesem Weg machte ich die Bekanntschaft mit **„wunderbaren“ Tiroler Bremsen (Stechfliegen).** Es waren so richtige fette **„Biester“, die drauf erpicht waren, uns zu stechen.** Ach, wir Armen! Wir machten einen Dauerlauf, um ihnen zu entweichen. Da entdeckten wir eine neue Schwierigkeit. Wir konnten unseren

Lauf nicht mehr einhalten, denn es wurde immer steiler. In unserer Bedrängnis zogen wir die **„Notbremse“, d. h., wir setzten uns auf unsere „vier Buchstaben.** Aber, ach du Unglück, die Wiesen waren sumpfig! Wir hatten auf unserer Flucht gar nicht **bemerkt, daß die Wiesen immer „saftiger“ wurden.** Beim Weitergehen hatten wir viel Spaß. Bei jedem Schritt spritzten ganz feine Strahlen von unten an unsere nackten Beine. Das war ein lustiges Gefühl! Sicher und voller guter Laune erreichten wir wieder das Dorf. Dort wurden wir gleich wegen unserer **nasen Hosen gehänselt.“**

Besteigung des Wildseeloders

„Die nächsten Tage verbrachte ich mit Nichtstun. Ich kann nur sagen: Das bekam mir prima. Aber leider hatte ich einen Bruder, und der wollte mir die Pracht der Berge zeigen, und zwar von oben. Und so hieß es bald: Auf zum Wildseeloder! Dieser Berg liegt im Süden von Fieberbrunn und ist 2198 m hoch. Normale Marschzeit beträgt vier Stunden. Also mußten wir uns für eine Tagestour vorbereiten. Wir packten alle Notwendige zusammen, besorgten uns Brot und Käse und vor allen Dingen Schokolade und zogen morgens um 7.00 h los. Mir war es gar nicht wohl zu Mute. Mein Bruder kannte ja die Berge, aber ich? Ich war doch ein vollständiger Laie. Jedoch würde sich das ja nach einigen Tagen ändern. Also frisch ans Werk! Unterwegs erzählte mir H. W., daß heute die **Generalprobe starten würde. „Wofür?“ „Für die Tour zum Groß-Venediger in einigen Tagen.“** Dann hörte ich, daß der Pfarrer des Dorfes mit der Jugendgruppe dorthin wollte. Und wir wollen uns anschließen. Also galt es zu trainieren. Ich mußte mich doch zur **„Hochalpinistin“ entwickeln. Die heutige Tour zum „Loder“ verlief herrlich. Der Weg war ständig durch Zeichen markiert, sodaß wir uns nicht verlau-**



fen konnten. Ich glaube auch, daß mein Bruder den Weg kannte, denn mehrfach ‚kürzten wir ab‘. Er jagte mich Hänge hinauf, daß mir die Zunge zum Hals hinaus hing. Zweimal mußten wir rasten, denn ich hatte einen knallroten Kopf, und in den Ohren sauste und brauste es. 200 m unter dem Gipfel liegt ein herrlichen Gebirgssee. In seinem eiskalten, klaren Wasser badeten wir ganz kurz. Das war einfach herrlich, obwohl ich das Gefühl hatte, daß meine Haut mit tausend Nadeln durchstoßen würde. Erfrischt ging es an die letzten Meter, die wir auf allen Vieren klettern mußten, so steil ging es aufwärts. An zwei besonders gefährlichen Stellen waren zum Schutze Drahtseile gespannt. Dann waren wir oben. Wieder eröffnete sich eine herrliche Fernsicht unseren Augen. Wir konnten fast noch mehr erkennen als von der Buchensteinwand, denn wir waren 600 m höher. Wir nahmen unser ‚Pflichtsonnenbad‘ und verbrannten und dabei ordentlich den Pelz. Dann stiegen wir wieder ab. Wir machten einen kleinen Umweg über die Lärchfilzhochalm. Dort machte uns die ‚Hanni‘, eine ‚alte Bekannte‘ meines Bruders, ein herrliches Mittagessen. Wir tranken noch ‚einen Viertel Roten‘ und kamen zum Abendessen nach Fieberbrunn zurück. Ich fühlte mich wunderbar wohl und war gar nicht müde.“

In den nächsten Tagen stehen für Elsbeth weitere Unternehmungen auf dem Programm: Mit dem Fieberbrunner Tierarzt fährt sie „mit der schnellsten Seilbahn der Welt“, so sagen zumindest die Kitzbüheler, auf den Hahnenkamm, badet im „wunderbar warmen Schwarzsee“ und im eiskalten Pillersee. Zur Unterhaltung fahren sie auch gelegentlich mit den Fahrrädern nach St. Johann ins Kino, auf ein Fruchteis in die Milchbar und zum Tanz. Gerne hätte sie den amerikanischen Außenminister J. F. Dulles gesehen, der zu nämlicher Zeit in St. Johann Urlaub machte, aber „er reiste inkognito“.

Nach zwei Wochen hat sich Elsbeth zu „einer richtigen Alpinistin entwickelt“ und nun beginnen die scharfen Bergtouren. Mit der Jugendgruppe des Alpenvereins unter der Führung von Pfarrer Paulmichl wird der Venediger über die Kürsinger Hütte bestiegen. Für ein Mädchen, das vor Kurzem das erste Mal Berge gesehen hatte, eine mehr als beachtliche Leistung.

Es sollte aber noch besser kommen. Mit zehn Jugendlichen unternimmt sie eine Sechstagestour in das Großglocknergebiet. Von Kaprun ausgehend beeindruckt die Bergwanderer zuerst das imposante Kraftwerk. Im Heinrich-Schwaiger-Haus wird übernachtet. Am nächsten Tag geht es über den Fochezkopf auf das Große Wiesbachhorn. Die Besteigung der Klockerin müssen sie wegen zunehmendem Nebel und Schneetreiben abbrechen und kehren zum Heinrich-Schwaiger-Haus zurück. Am nächsten Tag ist so schönes Wetter, „wie es nur alle zehn Jahre



einmal im Glocknergebiet vorkommt“. Jetzt gelingt ihnen die Besteigung der Klockerin und über die Bärenköpfe steigen sie zur Oberwalderhütte ab. Als Höhepunkt der Tour steht nun noch der Großglockner auf dem Programm, der auch damals schon so überlaufen war, dass sie im „Kolonnenverkehr“ auf die Besteigung warten müssen. „Ein unbeschreibliches Gefühl des Stolzes machte sich in uns breit, hatten wir doch jetzt unseren 15. und 16. Dreitausender bezwungen“. Mit einem Marsch nach Ferleiten wird die Bergwoche abgeschlossen, mit Bus und Zug geht es zurück nach Fieberbrunn. „In den sechs Tagen, die wir fort waren, haben wir unendlich viel erlebt. Wir hatten eine Welt kennengelernt, die man sonst nur im Film und in Büchern sieht.“

Im Schlusskapitel macht sich Elsbeth noch Gedanken über Tirol und die Tiroler, in denen doch manche Klischees bedient werden: „Ob man will oder nicht, man muß es lieben, dieses Land im Herzen Europas. Der Tiroler ist ein eigenartiger Mensch. Seine Umgebung hat ihn geformt: hart und verschlossen. Für den Fremden ist es sehr schwer, mit ihm Kontakt zu bekommen. Hat er aber einmal sein Vertrauen gewonnen, so ist dieser ein Freund für’s Leben. Von Kind an wächst er in den Bergen auf und sieht, wie diese im Winter wie im Sommer ihre Opfer fordern. In harter, unendlich mühevoller Arbeit ringt er dem kargen Boden eine kleine Ernte ab und läßt sich durch die oftmaligen Wetterstürze nicht entmutigen.“

„Aber ich habe auch den Tiroler von einer anderen Seite kennengelernt, denn nicht umsonst heißt es: ‚Die Tiroler sind lustig, die Tiroler sind froh‘. Gemütliche und lustige Abende in der Dorfwirtschaft sorgen für Abwechslung. Zwischen tanzen, trinken und lachen führt die Dorfjugend die alten Tiroler Tänze auf. Der Schuhplattler, Watschentanz und Holzhackertanz kommen wieder zu Ehren. Die Burschen in ihren Lederhosen, weißen Hemden, rotem Wams und den Tirolerhüten machen dabei oft gewagte Sprünge. Es sieht lustig aus, wenn sie durch die Stube hopsen und dabei die traditionellen Lieder singen. Die Tiroler haben durchwegs gute Stimmen. Durch die klare Bergluft sind diese überraschend klar und hell. So ist es gar nicht verwunderlich, daß viele Tiroler so herrlich jodeln können. Durch den Fremdenverkehr hat der Tirol viel von seiner Urwüchsigkeit

verloren. Früher trug er täglich seine althergebrachten Trachten. Heute kann man sie nur noch vereinzelt Sonntags sehen.

Durch den langen Winter und den starken, anhaltenden Frost ist der Boden sehr arm. In mühevoller Arbeit muß der Bauer diesen Boden bestellen. Ihm steht oft nur die Zeit von Mitte Mai bis Mitte September zur Arbeit zur Verfügung. Das Korn kann nie richtig ausreifen und die Kartoffeln werden nur halb so dick wie bei uns. Doch die Bevölkerung ist so genügsam, daß sie mit diesem Wenigen auskommt.

Gott sei Dank gibt es aber auch noch Flecken, die von der ‚Zivilisation‘ verschont worden sind. Hier lebt die Bevölkerung in ihrer Einfachheit ohne etwas zu vermissen. Eines Tages wurde ich vom Tierarzt auf eine Alm mitgenommen, die fern vom Dorfe liegt. Es war eine richtige kleine Kolonie von fünf Häuschen: ein Wohnhaus, eine Käserei und drei Kuhställe. Hier oben wohnen keine Frauen, nur vier Männer. So eine Wirtschaft hatte ich noch nie erlebt. Ich fand es aber ganz gemütlich in der sogenannten Wohnstube. Ein offenes Feuer brannte auf dem Boden. An der Wand war eine Menge Holz gestapelt. An sonstigem Inventar sah ich im Halbdunkel noch **eine Bank, einen Hocker und eine ‚Funzel‘. Ein riesiger Kessel hing an der Wand. Dieser kam bald zu Ehren, denn wir hatten mächtigen Hunger. Einer der Senner verrührte Mehl und Wasser in ihm, zerließ Butter in einer Pfanne und schüttete dann den ganzen Teig in die Pfanne. Dieser wurde unter Rühren langsam fest. Zum Schluß wurde alles klein gehackt und der Schmarrn war fertig. Das Ganze wurde in der Pfanne auf den Tisch gestellt, daneben eine Schüssel mit Milch. Nun ‚bewaffnete‘ sich jeder mit einem Löffel und auf Kommando ging es los. Ehrlich gesagt, es hat mir prima geschmeckt. Überhaupt sind die Mehlspeisen dort sehr beliebt. Viele Tiroler essen Zeit ihres Lebens nichts anderes als Knödel. So kann es auch einem Gast passieren, während seines Urlaubes Knödel in den verschiedensten Arten vorgesetzt zu bekommen.**

Pflanzen- und Tierwelt

Hier bei uns wird die Größe der Bauernhöfe nach Morgen bemessen. In Tirol aber heißt es von einem Bauern, er hat 50 Stück Vieh. Damit meint man die Anzahl der Rinder, die der Bauer besitzt. Dieses Vieh befindet sich von Anfang Mai bis Ende September auf den Almen. Diese Almen sind riesige Weideflächen im Gebirge, weit ab von den menschlichen Siedlungen. Sie werden meistens von Senner und Sennerin bewirtschaftet, die in einer kleinen Almhütte wohnen. Sobald die Schneeschmelze kommt, fragt der Bauer bei einem Senner an, ob dieser sein Vieh während des Sommers auf seiner Alm versorgen will. Als Entgelt bekommt der Senner das Recht, einen Teil der gewonnenen Milch für sich verwenden zu

dürfen. Den verbleibenden Teil der Milch muß der Senner für den Bauern in Käse oder in Butter verarbeiten. Diese Käseverarbeitung ist eine äußerst schwierige und undankbare Aufgabe. Sie zieht sich unter Umständen über mehrere Wochen hin. Bis zum 29. September bleibt das Vieh auf den Almen. Vollgefressen und wohlgenährt wird es dann ins Tal getrieben. Der Weg ist oft 20 und mehr km weit. Kurz vor dem Heimathof wird das Vieh dann mit Blumen und Kränzen geschmückt. Um den Hals tragen die Kühe eine große Glocke. Unter Geläut wird dann Einzug gehalten in den Stall. Ist jedoch während des Sommers auf der Alm ein Tier verunglückt, so vollzieht sich der Rückmarsch ganz ruhig.

Ganz oben im Hochwald findet man noch Hirsch und Reh. Ich bin auch einmal einem Fuchs begegnet. Der saß ganz ruhig in der Wiese und ließ sich durch nichts stören. Auch Kreuzottern und andere Schlangen kann man auf den Wanderungen treffen. Oben in den Felsen ist das Reich der Dohlen. In den Loferersteinbergen ist auch noch ein Adlerhorst, einer der letzten Tirols. Vor wenigen Jahren hat dieser Adler ein kleines Kind geraubt [hier scheint ihr doch jemand einen Bären aufgebunden zu haben]. Wegen der wilden Jagden der Besatzungssoldaten findet man nur noch vereinzelt Gamsen. Ich habe während meiner ganzen Ferien diese wunderschönen Tiere nur einmal in den Steinbergen morgens in aller Frühe gesehen. Es ist unwahrscheinlich, wie schnell sie sich fortbewegen. In drei Minuten schaffen sie einen Weg, für den ich drei Stunden benötige. Bei einem Spaziergang kam ich auch an einem Lurchenteich vorbei. Schnell zog ich die Schuhe aus und watete barfuß wie ein Storch darin herum. Es war ein komisches Gefühl, wie Lurche und Kaulquappen meine Waden umschwärmten.

Während der kurzen Sommermonate blühen in der Natur die Pflanzen in seltener Pracht und Schönheit. Auf meinen Wanderungen freute ich mich immer wieder über die Blumenpracht der Almwiesen. Enzian und Anemonen gibt es in vielen Arten. Viele Pflanzen stehen unter Naturschutz wie zum Beispiel Frauenschuh, Seerose und Edelweiß. Letztere jedoch darf man bis zu drei Stück pflücken. Sie wachsen hoch oben in den Felsen an den gefährlichsten Stellen, und schon mancher hat beim Versuch, diese Blume zu pflücken, den Tod gefunden. In den Lienzer Dolomiten wachsen sie jedoch büschelweise wie **Gänseblümchen.**“

Nach fünf Wochen in Tirol kehrt Elsbeth wieder in das heimatliche Wülfrath zurück, „braungebrannt und gestärkt an Leib und Seele schlossen meine Eltern mich in die Arme.“ Nur mühsam kann sie sich wieder an die Schule gewöhnen, wird allerdings von ihren Mitschülerinnen um ihre alpine Bräune sehr beneidet.



Die Bahnhofrestauration im August 1967. Foto: Gemeindearchiv Hochfilzen

Von der Bahnhofsrestauration zum Hochfilzner Hof. Teil 2

Hans Edelmaier

Georg Würtl jr. wurde am 24. April 1942 mit 34 Jahren zur Wehrmacht nach Marburg eingezogen. Er erlitt eine dreifache Verwundung: Armdurchschuss, Bauchschuss und ein Schuss oder Splitter in die Wade. Als er auf Genesungsurlaub zu Hause weilte, lernte er seine künftige Frau Johanna Rettenwander kennen, eine Tochter des Fieberbrunner Kienzernbauern, eine recht resolute und tüchtige Frau. Sie haben am 24. November 1947 geheiratet, als noch die Franzosen beim Würtl einquartiert waren, die das Erdgeschoss mit Küche und Schankraum in Beschlag genommen hatten. Die Würtl-Familie wohnte im ersten Stock.

Sein Vater übergab 1952 seinen Betrieb an Sohn Schorsch.

Als die Franzosen abzogen, war es an der Zeit, das Haus zu renovieren, weil nicht viel ganz geblieben war. Aber der Restaurationsbetrieb dürfte doch bald ange-

laufen sein. Johanna Würtl erinnerte sich in einem Zeitzeugeninterview, dass Zugpassagiere während des Aufenthaltes in Hochfilzen (wo die Lokomotive Wasser tankte) um Zigaretten oder auch auf ein Bier vom Bahnhof herüberkamen. Schon ab Eintreffen des ersten Zuges gegen halb sieben Uhr früh tauchten die ersten auf.



Johanna Rettenwander um 1940 in Fieberbrunn.
Foto: Nachlass Johanna Rettenwander, Gemeindearchiv Hochfilzen.

Im Winter waren es insbesondere die Eisschützen, die zu laben waren und das Eisschießen war ein lebhaft besuchter Sport, in dem insbesondere der Schorsch voranging. Auch aus den Nachbargemeinden, aus Fieberbrunn und Leogang kamen die Eisschützen herbei und deren Verköstigung oblag der Gastwirtschaft.

Johanna Rettenwander erinnerte sich an die damaligen Konsumationen: Würstelsuppe war begehrt, auch saure Wurst und Käse waren nachgefragt. Den besten Ziegenkäse gab es auf der Böden-



1957 baute der Schorsch ein riesiges Kellergeschoss an, auf dem später ein Lichtspieltheater entstehen sollte. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Aber bis zum Bau des Kultur- und Vereinshauses 1978 war das der größte Veranstaltungsraum der Gemeinde und darüber hinaus.

Foto: Josef Bergmann sr., Gemeindearchiv Hochfilzen



Der Würtl Schorsch mit seiner Frau Johanna, geb. Rettenwander, vor seinem Gasthof.

Foto: Josef Bergmann sr., Gemeindearchiv Hochfilzen

alm und den besorgte der Schorsch für den Verkauf. Bier wurde in Fässern von der Brauerei Blattl in Saalfelden gekauft und Kracherl vom Mariacher in St. Johann, beides mit der Bahn angeliefert. Außerdem gab es Sifon, das war mit Kohlensäure angereichertes Wasser, das man damals so wie heute das Mineralwasser getrunken hat. Schnaps gab es als billigeren Obstler oder teureren Vogelbeerbrand. Gulasch und Rostbraten sind Christa Dullinger noch in Erinnerung.

Mit der Bahn sind aber auch Tagesgäste gekommen, die meisten aus Fieberbrunn. Sie haben beim Würtl zu Mittag gegessen und sind abends mit dem letzten Zug (es gab ohnedies nur zwei) wieder zurückgefahren.

Noch während der Besatzungszeit begann auch der Fremdenverkehr langsam wieder aufzublühen und das einsame Hochfilzen schien als radikaler Gegenentwurf zum Stadtleben attraktiv zu werden. Johanna erinnerte sich in erster Linie an Wiener Gäste, aber auch Deutsche und Ungarn waren darunter, dabei eine ungarische Professorin. Sie hatten Frühstückspension und dürften daher untertags Wanderungen unternommen haben. Abends unterhielt man sich mit Kartenspielen. Die Stiefmutter des Schorsch saß daneben am Spinnrad und die Gäste genossen diese Idylle sichtlich. Sie war auch eine vorzügliche Köchin, wie sich Johanna erinnerte.



Der große Festsaal im Gasthof Würtl. Das Bild zeigt die für damalige Hochfilzener Verhältnisse gewaltige Größe. Die Aufnahme dürfte nach dem Tod des Schorsch 1966 entstanden sein. Gemeindefacharchiv Hochfilzen

Als 1956 das Werk nach Hochfilzen kam, gab Georg die Landwirtschaft auf und führte nur noch die Gastwirtschaft weiter. Es waren damals eine Menge Fremdarbeiter und Firmen zum Aufbau des Magnesitwerkes in Hochfilzen beschäftigt, die seine Gastwirtschaft eifrig besuchten: So etwa Isola & Lerchbaumer aus Spittal/Drau, aus der später die Strabag hervorging; oder Freitag & Weiss (Schreibweise unsicher), welche die Gleisanschlüsse des Werks baute.

Der Architekt Rudolf Binder war beim Aufbau des Magnesitwerkes tätig und ein Freund Würtls. Binder arbeitete mit einem Baumeister zusammen und gemeinsam errichteten sie die Objekte des Magnesitwerkes. Mit seiner Hilfe riss er 1957 das Stallgebäude und die darüber liegende Rehm ab, um statt dessen einen Anbau zu errichten mit einem Speisesaal im Untergeschoss und einen Kinosaal im Obergeschoss. Das nach vorne liegende Gasthaus wurde lediglich umgebaut. Das war ein für die damaligen Verhältnisse gewaltiges Bauunternehmen und er musste dafür eineinhalb Millionen Schillinge an Binder bezahlen. Das war eine gewaltige Summe. Tatsächlich wurden in diesem Festsaal alle möglichen Veranstaltungen abgehalten: Bälle, Hochzeiten und Konzerte, die Barbarafeier des Magnesitwerkes und der Schiklub hatte dort 1959 seine allererste Gründungsveranstaltung. Die Musikkapelle veranstaltete dort ihre Cäcilienkonzerte und die Christbaumversteigerungen.

Über dem Kellergeschoss sollte ein „Lichtspieltheater“ (Kino) entstehen, aber das blieb über zwei Jahrzehnte lang ein Rohbau. Würtl hat sich davon einen guten Verdienst versprochen, aber man hat ihm übel mitgespielt: Eine Woche vor der Kollaudierung war im Zillertal eine Kinodecke eingestürzt und man erteilte ihm die Auflage, Stahlträger einzuziehen. Das hat er getan, aber man hat ihm die Genehmigung zum Kino dennoch verweigert, weil es in Fieberbrunn, St. Johann und Saalfelden schon eines gäbe (Erinnerungen von Christa Dullinger).



Schorsch und Johanna um 1950 vor ihrer Gastwirtschaft.
Foto: Nachlass Johanna Würtl, Gemeindefacharchiv Hochfilzen

Im Kinosaal war eine Bühne aufgebaut und die steirischen Kern Buam haben dort mehrmals in den Sechzigerjahren aufgespielt, wie sich Hans Arnold erinnert. Die Oberkrainer hätten zwei Mal beim Würtl aufgespielt, erinnert sich Christa Dullinger. Erst der Bau des Kulturhauses 1978 beendete diese Ära.

Als Kino musste daher der Festsaal im Kellergeschoss erhalten. Es gab damals eine Landeslichtbildstelle und alle 14 Tage kam ein Filmvorführer ins Dorf, der einen Film zeigte. Hans Arnold und Toni Wallner haben ihm als Jugendliche beim Aufbau der schweren Vorführergeräte und beim Verkauf der Eintrittskarten geholfen.

Das ist dann aber mit dem Aufkommen des Fernsehens eingeschlafen. In Hochfilzen war Bernhard Schlemmer (er war Eisenbahner und wohnte im Eberl-Haus zwischen Bahnhofrestauration und dem heutigen Sonnenschutz-Wallner) einer der ersten, die einen Fernsehapparat besaßen, und die Bahnhofinger Kinder durften dort oft schauen.

Das Obergeschoss wurde jedenfalls nie ausgebaut. Man hat 1984/84 Zwischendecken eingezogen und Zimmer daraus gemacht.

Der Schorsch und nach seinem Tod seine Frau haben mit ihrer Gastwirtschaft hervorragend verdient. Im Gastbetrieb ging es hoch her. Waren anfangs Werksarbeiter und bald auch Soldaten einquar-



Johanna Würtl und ihre Angestellte Marlies aus Leogang 1978 im großen Festsaal.
Foto: Nachlass Johanna Würtl, Gemeindearchiv Hochfilzen

tiert (pro Soldat im zugigen Obergeschoss kassierte der Wirt 30 Schillinge und wenn dort 70 Soldaten bei einer Verlegung ein Behelfslager eine Woche lang bezogen, so machte das unglaubliche 10.500 Schillinge die Woche). Das Obergeschoss war aus Plörer-Ziegeln (das waren graue perforierte Ziegel der Fa. Plörer in Erpfendorf) gemauert und durch die Löcher zog es im Winter. Die Soldaten haben sich beholfen, indem sie die Löcher mit Zigarettenkippen verstopften, wie sich noch Christa Dullinger erinnert.

Der Wirt sperrte um sechs Uhr früh auf, wenn die Nachtschicht im Werk zu Ende war, und vor zwei Uhr früh war kaum Sperrstunde. Drei Kellnerinnen waren angestellt und die hatten alle Hände voll zu tun. Als Johanna Würtl ihre zweite Musicbox kaufte, war das eine moderne Stereo-Box, die 90.000 Schillinge kostete. Sie bezahlte die Rechnung innerhalb eines halben Jahres ab (Christa Dullinger).

Eine Zeit lang hielt der Schorsch hinter dem Haus Schweine und den Sautrank bekam er vom der TÜPI-Küche. Im Obergeschoss war eine Zeit lang auch eine Poststelle untergebracht.

Als Schorsch am 7. September 1966 überraschend an Herzinfarkt starb, übernahm Johanna in Einantwortung. Sie war eine resolute Frau. Sie hatte keinerlei Schwierigkeiten, unliebsame Gäste hinauszuerwerfen und wusste ihre Möglichkeiten zu wahren und zu nutzen. Sie erinnerte sich im Interview einer lange zurückliegenden Rauferei, als Werksarbeiter nach einer Weihnachtsfeier noch beim Würtl einkehrten und einer einem Gast seinen kalten Schweinsbraten wegessen wollte. Der Schorsch hatte damals in Gastein zu tun und Johanna war allein. Als der Wirbel zu dick wurde, rief sie telefonisch die Gendarmen, die damals noch



Die Beischrift auf der Rückseite dieses Fotos lautet: Kellnerinnen des Gasthofes Würtl 1935. Das kann nicht stimmen, die Aufnahme stammt eher aus dem Jahr 1941. Im Bild von links Anna Hain (Jg. 1922, seit 1960 verh. Arnold) und Wawi Kapeller (Jg. 1911, seit 1948 verh. Wörgötter), Moidl Blasnik (Jg. 1918, seit 1941 verh. Gfäller) und Moidl Würtl (Jg. 1911, verh. Tauber; sie ist nach Heirat nach Höfen bei Reutte verzogen). Blasnik und Würtl dürften tatsächlich Kellnerinnen gewesen sein, Hain war sicherlich nie Angestellte des Gasthofes Würtl. Kapeller hat vielleicht in der Küche ausgeholfen. Im Bildhintergrund ist der Bahnhof zu sehen. Foto: Gemeindearchiv Hochfilzen



Gasthof Würtl im Jahr 1974. Foto: Josef Bergmann, Gemeindearchiv 1974.

am Posten in Hochfilzen Dienst versahen. Sie musste lange auf deren Eingreifen warten und als es ihr zu bunt wurde und sie vor dem Haus Nachschau hielt, wo sie blieben, entdeckte sie vier Gendarmen unter ihrem Kommandanten Meixner, die sich hinter ihrem Haus verbargen und offenbar die Szene „observierten“. Gereizt fuhr sie die Gendarmen an, dass sie „gar für nix“ seien, denn der Wirbel spiele sich im Haus ab und nicht davor. Schließlich bequemten sie sich, einzutreten und die jüngeren Beamten bugsierten dann auch die Streithähne hinaus und damit kehrte wieder Ruhe ein. Aber Johanna hatte gelernt, dass sie selber für Ordnung sorgen musste und das hat sie auch sehr resolut getan.

1984 verkaufte sie die Gastwirtschaft an Christa Dullinger und wohnte danach im ersten Stock des Raika-Gebäudes. Sie starb hochbetagt am 9. Jänner 2006 im Altersheim in Fieberbrunn.

Zeitzeugeninterview mit Johanna Würtl am 8. August 1998 durch Dr. Matthias Rettenwander (Kamera Wolfgang Schwaiger) in der Wohnung der Befragten im Raika-Gebäude in Hochfilzen. Aufzeichnung als CD.

Ich danke Hans Arnold für seine Recherchen im Hochfilzener Gemeindearchiv und seine Erinnerungen als Zeitzeuge sowie Frau Christa Dullinger für ihre 2019 mitgeteilten Erinnerungen.



Johanna Würtl im Zeitzeugeninterview mit Dr. Matthias Rettenwander 1998. Foto: Wolfgang Schwaiger

Gretl Horngacher „Unterholz“

Angela Spiegel



Margarethe und Peter Horngacher, Unterholz
(alle Bilder: Gretl Horngacher)

Wenn wir hier über die Erinnerungen aus den inzwischen 87 Lebensjahren von Unterholz-Gretl reden, so breiten sich die Lebensumstände zweier Familien an diesem Tisch aus.

Zuerst erzählt sie über ihre Herkunftsfamilie auf dem Hof Vorder-Eiblberg auf der St. Jakober Sonnseite, den ihre Großeltern Josef und Margarethe Burgstaller 1909 gekauft haben. Beide stammten aus St. Johann, Josef von „Guggern“ im Winkel, Margarethe (geb. Rieder) von „Stockleiten“ in St. Johann.



Als 1914 der 1. Weltkrieg begann, musste auch Josef einrücken, wurde nach der Schlacht um Przemysl gefangen genommen und kam nach Sibirien. Erst 1921, nach 6 ½ Jahren Russland, kehrte er als letzter Kriegsheimkehrer nach St. Jakob zurück.

Er hatte keine Information, was sich inzwischen daheim zugetragen hatte. Seine Frau war mit den drei Kindern Hans (10), Maria (8) und Wolfgang (5) zurück geblieben und bewirtschaftete den Bergbauern-

hof allein. Die Sorge um den Mann und die Angst, den Hof nicht halten zu können, die noch kleinen Kinder und besonders die schwere Arbeit am steilen Gelände zehrten an ihren Kräften, bis sie schließlich im Herbst 1919 an Erschöpfung starb. Die Kinder waren mehr oder weniger sich selbst überlassen, nur die Nachbarbäurin von Hintereiblberg half ihnen in vielen Belangen.

Der Großvater heiratete später noch seine zweite Frau Theresia Oberhauser (von „Point“ in Kitzbühel).

Da arbeiteten die Buben schon auswärts und die Tochter Maria Burgstaller war als Dirn beim Krämer in St. Jakob, bis sie am 29. September 1933 Mutter meiner heutigen Gesprächspartnerin wurde. Nach acht Monaten kam die kleine Gretl als Pflegekind zu Hedwig und Seppei Trixl im Dorf. Für die nächsten sechs Jahre war hier das Zuhause für sie. Die Mutter ging später nach Bayern und ihren Vater Hans Lechner lernte Gretl erst mit ca. zwölf Jahren kennen - er war nach Oberösterreich gezogen.

Die Verbindung zu den Trixl-Leuten war tief und herzlich, so wurde Gretl noch viele Jahre am Hl. Abend eingeladen, um miteinander Weihnachten zu feiern. Auf Eiblberg waren die Großeltern und beim Trixl lebten mehrere Kinder im Haus und es gab schon einen Christbaum. Nach der Mette ging sie dann mit der Eiblbergmutter wieder heim. Mit dem Schuleintritt 1939 musste Gretl nämlich dann zu den Großeltern nach Eiblberg ziehen und diese bei den Arbeiten so gut es ging unterstützen. Das Foto mit der Kuh „Gruli“ zeigt Gretl mit ca. 8 Jahren beim Ausführen von Mist. Diese Kuh ist dann von der Bergweide abgestürzt und war tot. Das war ein einschneidendes Erlebnis für Gretl.



Gretl Burgstaller mit ihrer Kuh „Gruli“

Den Schulweg gingen die Kinder von Gerstberg (Hanni und Anderl) und Hintereiblberg (Traudei und Bendler Herbert) mit Gretl gemeinsam. Eine Zufahrt wurde erst in den 1960-er Jahren errichtet. Es gab keine Hose für die Mädchen, nur gefrorene Röcke und Gamaschen im Winter. Gretl erinnert

sich an zwei Lawinenabgänge. Einmal kam eine heftige Staublawine, die einen Stadel im Egglmoos und Bäume im Recherwald umrissen, sowie einen Holzzaun in den Graben hinter dem Haus geworfen hat. In dem Bereich verlief auch ein Stück des Schulweges. Außerdem kam jeden Winter die Schweinestlawine, über die die Schulkinder steigen mussten, damit sie ins Dorf kamen.

Auf die Frage nach dem Lieblingsfach in der Schule antwortet Gretl schnell: Turnen. Mit Lehrer Heigenhauser spielten sie auf der Pletzerötz Völkerball und da war Gretl mit Ehrgeiz und Freude die Ballkönigin.

Durch den 2. Weltkrieg war an eine weitere Ausbildung nicht zu denken und so war Gretls Welt zwischen Gerste, Weizen, Flachs, Kühen, Bienen, Heu und Streutragen mit der „Buhr“. Auf Eiblberg war auch das Selchen von Speck ein wesentlicher Einkommenszweig, denn sie hatten noch bis in die 1960er Jahre eine Rauchkuchl.

Gretl wurde eine fleißige junge Frau, Onkel Wolfgang übernahm Vorder-Eiblberg und dann heiratete Gretl mit 20 Jahren den Unterholzbauern Peter Horngacher und mit ihm dessen Familie. Dazu gehörten der Großvater von Peter, der den Hof Unterholz 1937 gekauft hatte. Er stammte aus Scheffau und lebte hier mit seiner zweiten Frau Elisabeth (Lisei).



Gretl und Peter Horngacher

In den Jahren 1953 und 1958 kamen die Kinder Peter und Hedi zur Welt. Da der Mann Peter bei



Unterholz

Baufirmen arbeitete, hatte Gretl daheim am Hof den Großteil der Alltagsarbeit für Haus und Vieh zu erledigen. Peter war auch mit Leib und Seele Klarinetist bei der Musikkapelle, sodass er auch oft an den freien Tagen nicht daheim war. Außerdem errichteten sie 1965/66 ein neues Bauernhaus und vermieteten danach an Gäste. Im alten Bauernhaus (Holzbau) daneben brach in der Silvesternacht 1968 durch Unachtsamkeit ein Feuer aus und das Haus wurde vollständig zerstört. Ein Telefon zur Verständigung der Feuerwehr gab es nur im Mühlhäusl und alles ging dann so schnell. Es konnte kaum etwas gerettet werden, **Hausrat, Maschinen, Werkzeug...** - alles verloren. Im Herbst 1985 kam es im Bereich der Scheune noch einmal zu einem Brand, weil die Buben gezündelt hatten.

1987 übergaben Peter und Gretl an den Sohn Peter und seine Frau Christl und zogen in das Zuhaus. Dann starteten sie anderweitig neu durch. Zehn Sommer verbrachten sie auf der Biechlbauernalm in **Erfendorf als „Alminger“**. Dort erzeugten sie selber Käse, denn es gab noch keine Zufahrtsmöglichkeit zur Abholung der Milch. Wenn Wanderer kamen, gab es zu einer Jause auch gleich Musik von Peter, und die Enkelkinder durften abwechselnd auf die Alm mitkommen. Das waren schöne Zeiten.

Leider erkrankte Peter schwer und so ist Gretl bereits seit 2003 verwitwet. Ihre Kinder und Enkel sind alle direkt in der Nähe von Unterholz geblieben. Gretl lebt selbständig, hat oft Besuch und ist eingebunden in den Alltag der großen Familie. Sie freut sich sehr über die Musikalität der Enkel und ist dankbar für die Unterstützung aus der Familie.

Vorder-Eiblberg ist heute in Besitz der Fam. Kollmaier und war in den letzten Jahren als Jausenstation weitem bekannt.

Liebe Gretl, wir wünschen dir weiterhin alles Beste für die kommenden Jahre und bedanken uns für dein Erzählen und dein Vorbild an Optimismus und wie du das Leben gemeistert hast.